Hülsdorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage zum „Hülsdorfer Volksblatt".

Verantwortlicher Redakteur: Ludw. Weber.

Druck und Verlag der Actien-Gesellschaft Hülsdorfer Volksblatt in Hülsdorf.

Nr. 13. Sonntag, 29. März. 1891.

Heiliges Osterfest.

Evangelium nach dem heil. Markus XVI, 1—7.

Inhalt: Fromme Frauen kommen zum Grabe, in der Absicht, Jesum mit Specereien zu salben, und erhalten von einem Engel die erste Kunde von der erfolgten Auferstehung des Herrn.

Zu Ostern.

Während das frohe Osterläute von allen Türmen herabtönt, die Auferstehung des Herrn uns verkündend, wünschen wir allen unseren Lesern von ganzem Herzen ein fröhliches Alleluja! Ist es doch etwas Wunderbares um die Auferstehung des Herrn und um das Alleluja am h. Osterfeste! Früh am h. Ostermorgen steigt der Engel des Herrn vom Himmel herab, sein Anblick ist wie der Blitz, seine Kleider sind weiß wie der Schnee, die Erde bebt, er wälzt den Stein von der Grabesthüre hinweg, der Herr ersteht aus dem Grabe, und sofort ertönt das Alleluja durch die Welt, verkündet den Sieg des Lebens über den Tod und giebt uns die Bürgschaft einer glorreichen Auferstehung. „Großes heiliges Pascha," ruft der h. Gregorius von Nazianz in einer seiner Reden am h. Osterfeste aus, „Du Reinigungsopfer der ganzen Welt! O Wort Gottes, Licht, Leben, Weisheit, Allmacht! Es erfreuen mich alle Deine Namen. Die Engel singen Alleluja; mit ihnen möchte ich heute einstimmen und mein Alleluja singen. O wäre mir eine Stimme gegeben gleich der Stimme der Engel, daß sie dringen könnte bis zu dem äußersten Ende der Erde! Es ist das Pascha, es ist das h. Pascha, und abermals sage ich, es ist das Pascha des Herrn! Ehre der h. Dreifaltigkeit!" Es ist, so fahren wir fort, das Fest aller Feste, das alle menschlichen und göttlichen Feste an Glanz überstrahlt, wie die Sonne den Mond und die Sterne. Darum dringe es denn in Gebet und Gesang, in Preis und Dank zum Himmel empor: Alleluja! Alleluja! Singet Engel, singet Menschen, tönet Glocken: Alleluja!

Die Frühlingssonne steigt höher am Himmel herauf, die Tage werden länger, lichter, heller, die Keime grünen, die Knospe schwillt, Blüten sprießen auf und die Natur webt emsig an ihrem Frühlingsgewand. Frühling ruhen und innen, in der Natur und in der Seele des Menschen, so ist es der Wille Gottes und der h. Kirche, — dies die Vorbedeutung der glorreichen Auferstehung am Ende der Zeiten, dies das Bild des neuen Himmels und der neuen Erde, des ewigen Frühlings im jenseitigen Leben.

Es ist nicht ein Zufall, daß die Feier der Auferstehung in den Zeitpunkt des Jahres fällt, wo der Winter dem Frühlinge weicht. Auch die Natur feiert ihre Auferstehung; aber nicht erhält das christliche Osterfest seine Bedeutung von dem, was in der Natur vorgeht; was in der Natur sich zeigt, ist nicht mehr nur ein Spiegel der ewigen Wahrheit, die wir im Feste begehen. Auch die Natur ist dem Fluche und dem Tode verfallen durch die Sünde ihres Hauptes und Herrschers, des Menschen. Daß in ihr nicht der Tod ganz die Herrschaft bekommen hat, daß es in ihr eine Erneuerung und Verjüngung, eine Auferstehung giebt, das ist nur, weil vom Anbeginne an auch in ihr die Kraft jener Verheißung wollete, daß einer kommen würde, der den Tod überwinden und der Schlange den Kopf zertreten werde.

Das heidnische Altertum feierte dies Frühlingsfest der Auferstehung, indem es zu der Ahnung sich erhob, daß diese Auferstehung der Natur ein Symbol der sittlichen Auferstehung und der Wiedergeburt des Menschen sei; das alte Testament legte der Feier die geschichtliche Thatsache der Befreiung des Volkes Gottes aus der ägyptischen Knechtschaft unter, wodurch prophetisch die Befreiung des Menschengeschlechtes aus der Knechtschaft der Sünde und des Todes vorbedeutet wurde. Die Kirche feiert dies alles in seiner Erfüllung, in seiner vollen Wahrheit; sie feiert die geschichtliche Thatsache der Auferstehung des Herrn; in ihr die nicht mehr prophetisch vorbedeutende, sondern die wirkliche Befreiung des Menschengeschlechtes aus den Banden des Todes und der Sünde; in ihr die innere sittliche Wiedergeburt des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechtes durch die wirkliche und wahrhafte Gemeinschaft an dem Leben des Auferstandenen; in ihr endlich symbolisch und prophetisch in einer höhern Weise als das alte Testament es vermochte, die einstige allgemeine Auferstehung, die Erneuerung und Verklärung Aller in Gott. — Dies große Alleluja der Ewigkeit feiert und empfindet die Kirche in dem Alleluja des Osterfestes; und wir empfinden es mit ihr. Es ist nicht mehr eine bloß symbolische Feier; nein es ist die volle Gewißheit des schon überwundenen Kampfes, des schon errungenen Sieges, eine Gewißheit, die wir besitzen, deren innere Wahrheit nur mehr und mehr in uns selbst sich ausgestalten soll. Die Kirche und ihre Wirksamkeit auf Erden ist die Bürgschaft des schon errungenen Sieges; denn sie kämpft und siegt nur in der Welt vermöge dieses erneuten übernatürlichen Lebens, welches sie in dem Auferstandenen besitzt; das Osterfest ist so recht eigentlich das Fest des die Welt nicht bloß überwindenden, sondern die Welt auch verjüngenden Glaubens, es ist recht eigentlich das Fest des Glaubens, wie ihn die katholische Kirche besitzt und verleiht.

Wohl mag es, wie in diesem Jahre geschehen, daß der Auferstehungsfeier noch keine vollständige Frühlingsverjüngung der Natur entspricht; wohl mag es auch geschehen, daß der wirkliche Zustand der Kirche uns statt den vollen Sieg des Glaubens und den Triumph des wiedergeborenen Lebens, den noch andauernden Kampf um den Sieg und den Triumph des Kreuzes vor die Seele stellt; wohl mag es geschehen, daß der wirkliche Zustand der Menschheit statt den vollen Sieg der Glaubensgrundsätze über den Wahnwitz und den Betrug der Volksverführer, das noch andauernde Ringen der Offenbarung gegen die Trugbilder der Finsternis aufweist: nichts kann die Kirche hindern, Ostern ihre Stimme zum Alleluja zu erheben, sie trägt die Gewißheit des Sieges in sich, das läßt sie jubeln auch unter Druck und Kampf. Deshalb ein fröhliches Alleluja auch in dieser Zeit des Kampfes! Wir leben und siegen in dem, der den Tod überwunden hat!

Alleluja!

Im Osten dämmert der junge Tag. Rosig erglühen die Wolken, geküßt von der Sonne goldigem Strahl. Jubilierend steigt die Lerche hinauf zur Höhe und jauchzt ihr Morgenlied in die Lüfte. Höher und höher schwebt das leuchtende Tagesgestirn, alles erweckend, alles belebend. Ein sanfter Morgenwind säuselt durch den Hain; das junge Laub erzittert, und die Gräser und Frühlingsblumen neigen sich zur Erde. — Bald aber ist die ganze schöne Gotteswelt erwacht. Geh' mit mir durch die lachenden Auen! Laß uns über Pfade wandeln, die feucht sind von nächtlichem Thau. Wie nicken die Blumen, die lieblichen Kinder der Flur! Klang wohl je so herrlich der Vogelsang wie an diesem gebenedeiten Morgen? Und horch nur, was leise dort rauscht der silberklare Waldquell! Das ist ein Singen und Jubeln ohne Ende. Weißt du nicht was die Bäume rauschen? Verstehst du nicht zu deuten das Grüßen der Blumenglöcklein, die Jubelhymnen, die den Wald durchfluten?

O, es ist ja Ostern heute! Der Heiland sprengte die Grabespforten und trat hervor aus der dunkeln Gruft. Ein herrlicher Sieger zerschmetterte er den Höllenfürsten, bezwang das Grab und die Verwesung. Alleluja, Christ ist erstanden!

Dieser Osterruf ertönt durch alle Lande; er verjüngt, er verschönert die Welt. Die leblose Natur kleidet sich ins Festgewand; sie schmückt sich gleich einer Braut, die dem Geliebten entgegeneilt. Im Windeswehen, im Gelispel der Laubkronen, in der Quelle Murmeln, im Gesang der Waldvögelein, da tönet es in unendlichem Wiederhall: Alleluja, Christ ist erstanden!

Und wie frohlocken die Menschenherzen entgegen dem Erstling der Erstandenen! Hat er doch dem Tod seine Schrecken genommen, da er, die Fesseln sprengend, zu neuem Leben dem Grabe entstieg. Ein Ocean von Hoffnung und Zuversicht erfüllt die gläubige Seele; denn auch wir werden auferstehen zu ewiger Osterfreude. Alleluja, Alleluja! Durch die Himmel da jauchzt es der Seligen Chor, singen es die Seraphim in unaussprechlich schönen Weisen, tönt es wieder von den Lippen der reinen Jungfrauenschar: Alleluja! Alleluja!

So brause denn du Hochgesang heiliger Freude durch die Herzen der Staubgeborenen, bringe Trost und Hoffnung in die Seelen, die da weinen an offenen Gräbern. O laß sie des Wiedersehens gedenken, daß ihnen beschieden ist, wenn alles Fleisch erstehen muß zum großen schönen Ostertag. Alleluja! Alleluja! H. B.

Das Heidentum zur Zeit der ersten Christen.

Es ist eine Allen bekannte Sache, daß der Geisterkampf unseres Jahrhunderts sich bewegt um die beiden Ideen: Christentum und Heidentum, — Glaube oder Unglaube. Soll Christus noch ferner herrschen auf Erden — in den Geistern, in den Völkern, in den Staaten, Gesetzen und Familien, oder soll das

Heidentum, die Gottlosigkeit, der Unglaube fortfahren, alles zu durchdringen, zu zerstören und aufzulösen? Um in diesem Kampfe recht eifrig mitzuarbeiten, ist es wichtig, die großen Segnungen des Christentums oft zu erwägen, nachzudenken, was wir dem Christentum zu verdanken haben, uns vorzustellen, was aus der menschlichen Gesellschaft werden würde, wenn die modernen Heiden zur Herrschaft gelangten. Letzteres ersehen wir am besten daraus, wenn wir die Zustände des Heidentums in Betrachtung ziehen, welche herrschend waren zu jener Zeit, als das Christentum die Welt für sich eroberte. Damals stand das Heidentum in seiner Blüte; seine „Kultur" hatte den Höhepunkt erreicht.

Andreas Sladecek in seiner Kirchengeschichte*) findet den Grund des Heidentums in der Sünde, also in dem Abfall des Willens von Gott, sein Wesen im Irrtum, im Abfall der Erkenntnis von Gott (Abgötterei). Da nun Gott sich zur Strafe für diese Schuld zurückzog, so sank die Menschheit immer tiefer in Elend und Sünde, vergaß ganz ihre Würde und artete aus in Grausamkeit und Gemeinheit. Hier kann man so recht die Früchte des Heidentums kennen lernen und daraus den Schluß ziehen, was aus der Welt werden würde, wenn Christus aus der Welt verdrängt würde, — was zwar allgemein nie geschehen wird, wohl aber bei dem einen oder anderen Volke mehr oder minder eintreten könnte.

Führen wir nunmehr die diesbezüglichen Ausführungen Sladecek's wörtlich an:

Auf der Sklaverei, dieser vielleicht abscheulichsten Erscheinung auf dem Gebiete der Menschengeschichte, beruht die ganze Einrichtung der heidnischen Gesellschaft. Diese behandelte den Sklaven nicht als einen Menschen, sondern als eine Art Tier oder Sache, deren relativer Wert allein nach dem Nutzen geschätzt wurde, die sie ihrem Besitzer zu bieten vermochte. Nach dem Gesetze konnte der Sklave nicht erwerben; seine ganze Kraft und Zeit, selbst seine Kinder gehörten seinem Herrn; ohne Menschenrechte schien er nur für die Reichen da zu sein, damit diese Werkzeuge ihrer Bequemlichkeit, Ueppigkeit und Unmenschlichkeit hätten. Wandelte den Herrn eine Laune an, so drang weder Licht noch Luft in des Sklaven Gefängnis, und die Peitsche riefe fürchterlich auf seinem Rücken. Der Herr konnte ihm die härteste Arbeit auferlegen, und kein Mensch und kein Gesetz kümmerte sich darum, wenn der Arme erlag; auch seine Tötung brachte dem Herrn nicht viele Schwierigkeiten. Die Grausamkeiten, welche bei den civilisierten Römern gegen die Sklaven, deren die Reichen nach Tausenden zählten, allgemein im Brauche waren, läßt das Gesetz des ersten christlichen Kaisers, Konstantin des Großen, erkennen, welches sagt: „Jeder Herr mache von seinem Rechte gegen die Sklaven einen mäßigen Gebrauch; als Menschenmörder aber soll er verurteilt werden, wenn er mutwillig seinen Sklaven mit Steinwürfen oder Stockschlägen tötet, wenn er ihn mit dem Wurfspieß lebensgefährlich verwundet, wenn er ihn an einer Schlinge aufhängt, wenn er ihn vergiftet, wenn er ihn von den Klauen der wilden Tiere zerfleischen läßt, wenn er dessen Glieder mit glühenden Kohlen Striemen aufbrennt."

Der den Dienst eines Thürhüters tuende Sklave war an seine Zelle, wie ein Hund mit einer Kette gefesselt und wurde als ein Stück Möbel mit dem Hause verkauft. Schlimmer noch als den Stadtsklaven erging es den Landsklaven, welche an der Kette bei Tage die Feldarbeit verrichten mußten und bei Nacht nur eine dürftige Ruhe fanden. Jeder Sklave wurde für grundverderben angesehen, weshalb er nur unter der Folter Zeugnis ablegen konnte. Die gewöhnliche Todesstrafe war für ihn die Kreuzigung. Um einem Sklaven die Möglichkeit einer Denunziation (Anzeige) zu benehmen, wurde ihm die Zunge ausgeschnitten; lebendige Sklaven wurden den Aerzten für ihre anatomischen — Studien zugewiesen; ebenso wüteten die Alchymie — und andere geheime Wissenschaften gegen das Leben der Unglücklichen. Plinius erzählt, daß Pollio, des Augustus Freund, seine Fische damit mästete, daß er ihnen lebendige Sklaven zum Fraße in den Teich warf; ferner, daß der Senator Fluminius einen Sklaven ermorden ließ, nur deshalb, um einen Gast, der noch nie einen Menschen hatte töten sehen, mit diesem neuen Schauspiel zu ergötzen. War der Sklave alt oder altersschwach, so wurde er ausgesetzt; die kräftigsten richtete man zu Gladiatoren ab, damit sie sich in den Kampfspielen zur Belustigung des Volkes gegenseitig zerfleischten.

Diese Gladiatorenkämpfe bildeten eine zweite Seite der unmenschlichen Grausamkeiten der Heiden. Verurteilte Menschen wurden in der Arena des Amphitheaters an Pfähle gebunden, und die Zuschauermenge belustigte sich an den Wunden, welche die Tatze der Bestie aufriß, sowie an dem Krachen der Knochen unter dem Gebiß derselben. Bisdann ergötzte man sich an dem Schauspiele, den Menschen mit oder ohne Waffen im Kampfe mit den Tieren auftreten zu sehen. Aber das alles waren nur Vorspiele; die große Aktion begann, wenn der Lanist seine Gladiatoren einführte. Er hatte sie für den Kampf erzogen, mit eigener Nahrung gepeist, von der man erwartete, daß sie den Körper recht blutreich mache; denn in Strömen sollte das lüsterne Auge das Blut aufspritzen sehen. Hatte man die Wunden und das Sterben der Einzelkämpfer genug studiert und kritisiert, so traten jetzt zwei Schlachtreihen gegenüber, und die Metzelei wurde im Großen vollzogen.

Titus erzählt, daß Kaiser Trojan 123 Tage nacheinander Gladiatorenspiele gab, in denen zehntausend Sklaven und achttausend Gladiatoren sich zerfleischten. Ganze Tag lang verließen viele von den Zuschauern das schreckliche Kolosseum nicht, um sich an dem Röcheln und den Todeszuckungen der Ueberwundenen mit grausamer Lust satisam zu weiden. Der Kaiser Claudius wollte nicht vor Einbruch der Nacht das Schauspiel verlassen; in der Mittagsstunde schickte er den mächtigsten Mann zum Kampfe; verstand dieser auch von der Kampfesweise nichts, so wußte er doch Kerben lernen. Ein donnerndes Gebrüll der Verwünschung erscholl, wenn ein Gladiator zur Flucht sich wandte und dem Sieger bloß zu entgehen suchte; ein leidenschaftlicher Ausbruch des Unwillens, wenn einer immer Sieger blieb und von keiner Todeswunde getroffen wurde; denn nicht Sieg wollten die achtzigtausend Zuschauer sehen, sondern den Anblick des Todeskampfes genießen. Wie viele Matronen, Jungfrauen, Vestalinnen saßen mitten unter dieser Aufregung, im Geruche der Gluten! Kein Mitleid trauerte auf ihrem Angesichte, kein Wort der Gnade sprachen sie aus; sie schnellten in die Höhe, wenn ein Gladiator um Gnade flehte, und gaben mit dem Daumen das Zeichen, daß er niederzustechen werde.

Eine dritte Form der heidnischen Grausamkeit waren die blutigen Menschenopfer, in denen die furchtbare Gestalt des Heidentums so recht in ihrer ganzen Größe erscheint. Obenan steht hier der Kult des phönizischen, mit dem babylonisch-syrischen Baal und wahrscheinlich auch mit dem ägyptischen Typhon identischen Moloch. Er wurde als ein ehernes, stierköpfiges Ungeheuer dargestellt, welches hohl und in der Brust mit einer Oeffnung versehen war. Diesem Abgott wurden Kinder in der Weise geopfert, daß sie der Priester in die vor die Brust gestreckten Arme des glühend gemachten Götzen hineinlegte. Unfangen von dem heißen Erz, zuckte das hilflose Kleine hin und her, bis es infolge der eigenen Bewegung durch die Brustöffnung in den glühenden Bauch des Götzen hinabrollte.

Das Wimmern des unglücklichen Opfers übertönten die wildjauchzenden Gesänge der in Purpur gekleideten Priester, welche den Altar umtanzten. Die Mutter mußte nicht nur anwesend sein, sondern auch in das freudige Festlied einstimmen, ja, mußte auch den Glauben teilen, daß die kampfhaften Bewegungen des Schmerzes, welche das Kind zu machen pflegte, bevor es in den Ofen versank, Wonne und Vergnügen ausdrücken. Dergleichen gräßliche Schauspiele feierte man gewöhnlich an erhabenen Stätten, um ihren Glanz weit und breit zu zeigen. In Karthago wurden dem Moloch auf einmal zweihundert Kinder aus den edelsten Familien geopfert. Auch bei den Griechen und Römern wurden Menschenopfer dargebracht, bei den letzteren sogar noch in der nachmessianischen Zeit. Erst im zweiten Jahrhundert nach Christus konnte diesen Greueln ein Ende gemacht werden. Bei den Druiden zählten Menschenopfer für die den Göttern angenehmsten und die Germanen glaubten Wodan und Nerthus ganz besonders durch Menschenopfer zu ehren.

Eine vierte grausame Sitte der Heiden war (und ist) die Kindersaussetzung; denn die mit den Irrtümern zusammenhängende Verderbnis der Sitten hat den ihr anheimgefallenen Gesellschaften die Liebe und Barmherzigkeit selbst gegen das eigene Fleisch und Blut aus dem Herzen genommen und aus dem Rechte des Vaters ein entartetes Recht gemacht. Wir beschränken uns darauf, zu zeigen, wie diese tiefe Verkommenheit des Herzens selbst bei den durch die höchste formale Geisteskultur (wissenschaftliche Bildung) ausgezeichneten Griechen und Römern herrschend war. Athen und Sparta standen einander in der barbarischen Behandlung der Kleinen nicht nach. Solon gestattete den Vätern die Tötung ihrer Neugeborenen, die sie nicht anerkennen wollten, und in Lacedämon mußten dieselben nach einem bestimmten Orte („Lesche" genannt) gebracht werden, wo nach Untersuchung ihres Gesundheitszustandes die mißgestalteten und kränklichen dem Tode bestimmt wurden.

Man warf die Unglücklichen in einen Abgrund des (Flusses) Barathrus. Daneben war in Griechenland auch die freiwillige Aussetzung der Kinder sehr häufig. Menander sagt: „Die Mädchen sind eine Last für die Völker, selbst wenn sie reich sind; daher ist es ganz natürlich, daß die Armen nur die Söhne aufziehen und die Mädchen aussetzen." Euripides teilte dieselbe Ansicht, und selbst die Heroen (die Größten) unter den heidnischen Denkern, ein Sokrates, ein Plato, ein Aristoteles, sprachen sich gegen diese traurige Verirrung nicht aus. Bei den Römern besaß der Vater absolute Gewalt über die Familie. Die Gesetze der Decemvirn autorisierten (gestatteten) außer der Tötung der neugeborenen sogar den Tod der erwachsenen Kinder. Das Gesetz der 12 Tafeln gestattete den Vätern die augenblickliche Tötung mißgestalteter Kinder, übertrug ihnen über alle legitimen das Recht über Leben und Tod und bewilligte deren dreimalige Verkaufung in die Sklaverei. Mit der jäh steigenden Zügellosigkeit und Sittenentartung nahm das Verbrechen der Aussetzung in Rom und Italien einen solchen Umfang an, daß die Kleinen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht in Massen ungestraft dem Verderben preisgegeben wurden. Tertullian berichtet es als Volkssitte, die Kinder in's Wasser zu werfen, verhungern, oder von Hunden zerreißen zu lassen. Bei dem Tode des Germanikus wurden zur Verwehrung der Landestrauer die neugebornen Kinder ausgesetzt. Gewöhnlich wurde das Kind bald nach seiner Geburt dem Vater zu Füßen gelegt; hob er es auf und übergab es der Mutter, so wurde dasselbe als Familienglied anerkannt; ließ er es auf dem Boden liegen, so war es dem Tode oder der Aussetzung verfallen.

(Schluß folgt.)

*) Lehrbuch der Kirchengeschichte für höhere Schulen und Lehrbildungsanstalten in 5 Lieferungen à 1 Mk. Katowitz, A. Krause'sche Buchhandlung.

Windthorsts Abiturientenaufsatz.

Durch einen hochgeschätzten Freund des Blattes gelangten die Wuppertaler Volksblätter in den Besitz des deutschen Aufsatzes, welchen Ludwig Windthorst als Abiturient des Gymnasiums Carolinum in Osnabrück geschrieben hat. Windthorst besuchte das dortige Gymnasium vom Herbst 1822 bis zum 18. Juli 1830, wo er nach wohlbestandener Abiturientenprüfung und im Besitz eines Abgangszeugnisses ersten Grades die Anstalt verließ, um in Göttingen und Heidelberg Jura zu studieren. Wir sind überzeugt, daß unsere Leser mit Interesse das Dokument lesen werden.

Deutscher Aufsatz.

Ueber den hohen Wert des jugendlichen Fleißes für den studierenden Jüngling, sowohl in Hinsicht der zu erwerbenden nötigen und nützlichen Kenntnisse, als auch der frühen Angewöhnung zur Thätigkeit in Erfüllung der künftigen Berufspflichten, und zur Vermeidung des alle Sittlichkeit untergrabenden Müßigganges.

Osnabrück, den 22. Juny 1830.

gez. L. Windthorst.

Jedem Menschen, dem Manne wie dem Knaben, ohne Unterschied des Standes, ist von seinem Schöpfer ein bestimmter Kreis angezeigt, um darin nach Kräften nützlich und wirksam sein zu können. Und wie der Landmann das Feld bebauen, der Gelehrte die Menschheit mit seinen Kenntnissen bereichern, der Fürst und Staatsmann mit immer offenen Augen über das Wohl der Unterthanen wachen soll: so sind auch dem studierenden Jünglinge seine besonderen Pflichten auferlegt, die er mit aller Gewissenhaftigkeit erfüllen muß, damit er das ihm vorgesteckte Ziel nicht verfehle, sondern immer mehr und mehr seiner Bestimmung entgegenreife. Welches ist nun aber dieses Ziel, dem der studierende Jüngling mit immer regem Eifer zueilen soll? Daß er sich die für sein zeitliches Fortkommen und das Wohl des Staates oder der Kirche nützlichen und notwendigen Kenntnisse sammle, daß er schon hier sich tüchtig mache, nach Vollendung der teischen Laufbahn ein würdiges Mitglied der segenden Kirche zu sein, kurz, daß er suche, sich zu einem brauchbaren Manne und guten Christen zu bilden.

Zur Erreichung dieses erhabenen Zweckes ist nichts unumgänglich nötig, als beharrlicher und unverdrossener Fleiß, welcher allein einen festen Grund zu einer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt legen kann und wird. Denn wer möchte behaupten, auch ohne Fleiß könne ein Jüngling die Fortschritte machen, welche Eltern und Lehrer von ihm zu erwarten berechtigt sind? Wer wollte sich einbilden, er könne gediegene und gründliche Kenntnisse erlangen, wenn er nur eine bestimmte Zeit die Schulen besuchte und einige Jahre den leeren Namen eines Studenten trüge, während er ist der That nichts weniger, als ein Student ist! Rem enim, sagt ein weiser Mann des Altertums, verum studiosum puto, qui omni opera labore contendit, ut it, cui studet, consequatur.

Sollte sich jedoch wirklich ein so Unsinniger vorfinden, der in einer solchen Meinung hartnäckig beharren wollte, so frage ich ihn: Wer hat je Etwas, auch nur das Geringste ohne Mühe erlangt? verdient etwa der Tagelöhner sein Brot durch Müßiggang? sind Cicero, Demosthenes und unzählige andere Gelehrten der Vor- und Mitwelt ohne Anstrengung das geworden, was sie wirklich waren oder auch noch sind? Nein, Kenntnisse sich zu erwerben und in den Studien erheblich Fortschritte zu machen, ist nicht das Werk weniger Tage und eines gemächlichen, müßigen Lebens; sondern das Resultat vieljähriger, ja lebenslänglicher Bemühung. Und sehr treffend sagt auch jener Erasmus, unstreitig einer der ersten Männer seiner Zeit, am Schlusse seines Dialogs de arte notoria: „aliam artem notoriam non cognovi, quam amorem (orientalium) et curam assiduam.“ Gestützt auf solche Autorität, auf das Zeugnis der Geschichte, auf die tägliche Erfahrung darf ich kühn behaupten, ohne anhaltenden Fleiß werde Niemand es weit in den Wissenschaften bringen und ordentliche Fortschritte in denselben machen können. Welchen vorzüglichen und unschätzbaren Wert aber die Wissenschaften für uns haben, das zu prüfen, wäre unnötig, da derselbe beim ersten Anblick gleich ins Auge fällt.

Denn Reichtum, Ehre, Macht, was sind diese im Vergleich mit den Wissenschaften? Jene sind nur Geschenke des wechselnden Glückes; diese aber sind Schätze, welche nicht den Veränderungen der Zeit und des Geschicks unterworfen, nicht mit dem Glücke oder Unglück einzelner Menschen wie ganzer Staaten verknüpft sind, und von denen der glückliche Besitzer in jedem Verhältnisse des Lebens mit dem griechischen Weisen sagen kann: „Omnia mea mecum porto.“ Es muß uns deshalb auch das Mittel, wodurch allein wir so kostbare Schätze erwerben, unbeschreiblich theuer und werth sein. Und dieses Mittel ist der Fleiß, den ich so sehr rühme und von dem ich sage, daß nur durch ihn des studierenden Jünglings ewiges und zeitliches Wohl fest begründet werde. Wenn sich nämlich der Jüngling ohne denselben keine Kenntnisse erwerben kann, was ganz unmöglich ist, wie wird er dann ein glückliches Fortkommen erwarten können? Ein Mensch, der nichts kann, nichts weiß, nichts gelernt hat, nichts lernen will, wird nirgends ein Unterkommen finden, also immer unversorgt bleiben.

Und gesetzt auch, ein träger Schüler erhielte nach Vollendung der Studien eine Anstellung: ach, was ist dann von ihm zu erwarten? Von Jugend auf an Müßiggang gewöhnt, wird dieser Gefährte seines Lebens auch dann ihn noch nicht verlassen. An ihm wird sich der schon so erprobte Spruch: „Consuetudo est altera natura“ und der ebenso wahre: „Was der Knabe nicht lernt, lernt nimmer der Greis“ als nur zu wahr bestätigen. Wie oft wird er Gelegenheit finden, den hohen Wert des Fleißes zu erkennen, wenn er sieht, mit welcher Lust, mit welcher Leichtigkeit andere Geschäftsmänner, welche schon als Knaben, als Jünglinge fleißig waren, alle ihre Arbeiten glücklich vollenden, und er dagegen nur mit Verdruß und Widerwillen ans Tagewerk geht, und er deswegen auch nie darin weiter kommt. Ja, wer sich von seiner Kindheit auf an Thätigkeit gewöhnt, wird immer mit Vergnügen, mit Erfolg arbeiten. Beschäftigung wird ihm ein Bedürfnis, dessen Befriedigung ihm eben so sehr am Herzen liegt, als dem Müßiggänger die Sorge, wie er sich die Zeit angenehm vertreiben möge. Was wird nicht der ihm eigene Fleiß über ihn vermögen? Aus Vergnügungen, die sein Herz fesseln, aus Gesellschaften, die ihn anziehen, aus Annehmlichkeiten der neubelebten Natur, wird der Fleiß ihn fortreißen zur Erfüllung seiner Arbeit und Pflicht. Und von einem solchen Manne läßt sich Vieles, läßt sich Alles erwarten; er macht sich, seiner Familie, dem Staate, vielleicht der ganzen Menschheit nützlich. Und wer hat ihn zu einem solchen Manne gebildet; wer anders, als der Fleiß, der ihn von Jugend auf zur Arbeit und Betriebsamkeit antrieb?

Hätte jedoch der jugendliche Fleiß nicht schon in dieser doppelten Hinsicht einen unschätzbaren Wert, so wäre er gewiß allein deswegen alles Lobes würdig, weil er das einzige Mittel zur Verhütung des Müßiggangs ist, dessen übele Folgen ich zum Teile eben schon angedeutet habe. Dieser verderbliche Müßiggang, der Anfang aller Laster, dem leider schon so viele zum Opfer fielen, ist es, derselbe Jünglinge schmeichelt, ihn anzieht, und zum sicheren Verderben leitet. Denn er ist es, der den noch unbefangenen Jüngling in böse Gesellschaften lockt; durch falsche Vorspiegelungen dessen Herz bethört; den Keim des Guten erstickt; den mächtigen Hang zum Bösen erweckt, den sanft folgsamen Jünglingen gegen die Ermahnungen der Eltern und Lehrer taub, zu Frevels bereitwillig und endlich zu jeder Schandthat fähig macht. Und wohl hat jener fromme Mann Recht, wenn er uns zuruft: „Fliehet, Fliehet den verderblichen Müßiggang, er macht euch unglücklich für Zeit und Ewigkeit. Fliehet ihn ärger als die Pest; denn diese verdirbt nur die Säfte des Körpers; jener aber die Kräfte der Seele, des edleren Teiles vom Menschen.“

Wer aber mit Lust und Liebe ans Lernen geht, mit regem Eifer den Wissenschaften obliegt, redlich die ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten anwendet, mit seinen Talenten wuchert: kurz, wer ein guter Student, ein fleißiger Schüler ist, den begandern nicht die Sirenengesänge des Lasters; der steht, wie ein Fels im tobenden Meere, unerschütterlich und unbewegt von den vielen Reizen und Versuchungen der Welt, der bewahrt eine gesunde Seele in einem gesunden Körper, und macht sich fähig, auf Erden glücklich und einst im Himmel selig zu leben.

So mannigfaltig, so unbeschreiblich groß ist der Nutzen und der Wert des jugendlichen Fleißes sowohl zur Erwerbung nötiger und nützlicher Kenntnisse als auch zur frühen Gewöhnung an Thätigkeit in Erfüllung der künftigen Berufspflichten und zur Vermeidung des Herz und Sitten verderbenden Müßiggangs. Wer sollte sich also nicht von neuem angetrieben fühlen, schon als Jüngling tugendhaft und thätig und betriebsam zu sein, weil nur so das hohe Ziel, das allen studierenden Jünglingen vorschwebt, erreicht werden kann; nur so die Hoffnungen der liebenden Eltern befriedigt werden, welche mit Recht in ihren studierenden Söhnen seine Stützen des späteren Lebens erwarten, nur so endlich Gott für die vielen Vorzüge, welche er dem studierenden Jünglinge vor anderen so reichlich gab, würdigen Dank abgestattet werden muß und kann?

Urteil:

Dieser Aufsatz ist „sehr gut“ und gründlich abgefasst, und leistet nach meinem Urteile den Forderungen des Gesetzes zum Standpunkte § 19,3 völlig Genüge.

M. Georgi, Dir. G. C.

van Dillen, Lehrer der 6. Kl.

Zwei Frauen.

Während der Beschießung der Rebellenstadt Atlanta im Laufe des großen nordamerikanischen Bürgerkrieges stand ich eines Tages in der Nähe des Generalstabes, als plötzlich eine gewaltige Rauchmasse sich über die Stadt erhob; dann erfolgte ein dumpfer, heftiger Donnerschlag; ein Arsenal war von einer unserer Bomben erreicht und in die Luft gesprengt. Nun schossen beinahe gleichzeitig an verschiedenen Punkten Feuerstöße auf. Ein Freudenschrei erschallte aus unseren Batterien und ging durch das ganze Lager.

„Der Krieg ist eine Grausamkeit,“ sprach der General neben mir; „wir können nicht wissen, wie viele Menschen in dieser unglücklichen Stadt jetzt unschuldig leiden müssen.“

„Ich will nichts davon wissen, hol' mir der —,“ sagte ein Soldat, indem er seine sonnenverbrannte Hand auf das Knie fallen ließ; „ich nehme es mit Klapperschlangen oder heimtückischen Rebellen auf, so viel deren kommen; aber Frauen und Kinder rächen — das ist nicht recht.“

„Bah,“ rief eine Ordonnanz auf, die in unserer Nähe stand, auf welche der General wegen seiner Brauchbarkeit als Kundschafter große Stücke hielt, und der mehrere Male nur mit genauer Not davon gekommen war, „die Weiber sind die Schlimmsten; eine knüpfte mir einmal selbst den Strick um den Hals, um mich zu hängen.“

„Wirklich! Wie war das, Bentley?“

„In der Schlacht bei Peach-Tree Creek wurde ich gefangen und vor den General Hood gebracht, der mich aushorchen wollte; da er aber nichts von mir herauskriegen konnte, sollte ich eben zu den übrigen Gefangenen zurückgebracht werden, als ein Offizier mit Begleitung angeritten kam und den General salutierte.“

„Ah, Mademoiselle Major, wie befinden sie sich?“ erwiderte der General und nahm den Hut ab.

„Sehr wohl, General!“ antwortete sie, sprang vom Pferde, warf ihrem Begleiter die Zügel zu und trat zum General, mit dem sie einige Worte der Höflichkeit wechselte.

Der weibliche Major war auffallend gekleidet; sie trug eine Mütze mit Federn und goldenen Schnüren, weite Beinkleider und eine Art Sammetrock, der bis unter die Hüfte reichte und von einer reichen karminroten Schärpe gehalten wurde. In ihrem Gürtel trug sie einen Revolver und an der Seite den Säbel. Ich betrachtete mir die Dame, deren ziemlich sonnengebräuntes Gesicht ihr etwas Männliches gab. Ohne die kleine Hand und eigenen Manieren würde ich sie für ein reifes Offizierchen männlichen Geschlechts gehalten haben.

Während ich sie musterte, schaute sie mir gerade in das Gesicht, wandte sich dann zu dem General und fragte, indem sie mit der Reitpeitsche auf mich deutete:

„Wer ist der Bursche, General?“

„Ein Gefangener, der eben eingebracht worden ist, ein dummer Kerl; ich konnte kein Wort von ihm herauskriegen.“

„Oh, General, das ist ein Spion!“ und wiederum deutete sie mit der Peitsche auf mich.

„Oh nein; er ist eben erst gefangen eingebracht worden.“

„Das mag sein; aber er ist ein Spion. Ich habe ihn einmal bei General Johnston gesehen, dem er eine Menge Lügen aufgebunden hat, die dem General viel Mannschaft gekostet.“

„Ist das wahr?“ fragte der General.

„Auf meine Ehre! Komm einmal her, Harily!“ Ihre Ordonnanz kam herbei.

„Hast Du den Mann schon gesehen?“

„Ja, Mademoiselle Major.“

„Wo?“

„Bei General Johnston, dem er als ein Kundschafter Mitteilungen machte.“

„Was sagst Du dazu, mein Bursche?“ fragte der General.

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, denn es war die Wahrheit.

„Was soll ich mit ihm anfangen? Soll ich ihn hängen lassen?“

„Ueberlassen Sie ihn mir,“ sagte Mademoiselle Major mit süßem Lächeln; „ich gehe von hier zu General Johnston; es wird angenehm sein, ihn dahin zu bringen.“

„Ich mache Ihnen ein Geschenk mit dem Burschen!“

Nachdem sie noch einige Zeit in des Generals Zelt verweilt hatte, kam sie heraus, sah auf, nahm mich zwischen sich und ihre Ordonnanz und fort ging's. Als wir in den Wald kamen, wurde unter einem Baum Halt gemacht; sie zog aus der Rocktasche einen dünnen, aber starken Strick.

„Du heimtückischer Hund von einem Yankee!“ rief sie mit rachesprühenden Blicken; „Du bist schuld, daß der einzige Mann, den ich geliebt habe, hängen mußte; ich habe Dir Rache geschworen — ich genieße sie nun doppelt, da ich Dich desselben Todes sterben lasse.“

Da meine Hände schon vorher und zwar mit einer Kette festgebunden waren, so war ich wehrlos. Während die Ordonnanz ein Pistol auf mich gerichtet hielt, knüpfte mir die Mademoiselle Major den Strick geschickt fest um den Hals und zog ein paarmal an, um sich zu versichern, daß alles in gehöriger Ordnung war. Dann holfen sie mir auf ein Pferd, um „einen Fall zu haben“ und die Ordonnanz machte sich daran, den Baum zu ersteigen und den Strick an einen Ast zu binden.

Jetzt war es Zeit. Während der Ordonnanzmann kletterte, faßte ich mit meinen gebundenen Händen das Seil, riß es ihm weg, sprang in den Sattel und stieß dem Pferde mit Kraft beide Absätze in die Rippen. Sie hielt es aber festvoll mit der einen Hand und griff mit der andern nach ihrem Revolver. Da erfaßt ich den rechten Augenblick und stieß ihr meinen rechten Fuß in das Gesicht, so daß mein schwerer Stiefel ihre Schönheit vielleicht für immer zerstörte und wahrscheinlich auch dem Zahnarzt ein Stück Arbeit gab. Sie stürzte zu Boden. Die Ordonnanz hatte geeilt, vom Baume herab zu springen,

kam aber dennoch zu spät, das Pferd jagte mit mir fort. Ich war gerettet.

Von nun an würde ich für immer das schöne Geschlecht verloren haben, hätte nicht eine andere Frau mir wieder das Leben gerettet.

Vergebens arbeitete ich mich ab, um die Ketten los zu werden und schon begann das Blut aus meinen Händen zu tropfen; noch weniger vermochte ich am Stricke um meinen Hals — ich war wie ein halb erdrosselter Wolf und die Beglaubigungsschreiben meiner Bestimmung trug ich offen mit mir herum. Da ich mein Pferd nicht in meiner Gewalt hatte, so besorgte ich, es möchte mich wieder zu den Rebellen schleppen; ich glitt also vorsichtig herab, ließ es laufen und schlich nun fort, so gut es gehen wollte. Ein schmaler Weg, der von der Straße abhog, führte mich bald an ein Schanzy (Gretierhütte), vor dessen Thüre sich ein paar Niggerkinder herumtummelten. Dieser Umstand berechtigte mich zu der Hoffnung, Erlösung von meinen doppelten Banden und den Weg in unser Lager zu finden. Ich ging auf sie zu; als sie mich erblickten, sprangen sie erschrocken hinein und ich ihnen nach und — Schrecken fuhr mir durch alle Glieder! Da saßen zwei Rebellen bei der Whiskyflasche.

„Hiller!" rief der Eine, „da ist ja ein verd— Hund, den nicht einmal der Galgen behalten; nun ich habe nichts dagegen, wenn einer seine Rechnung abmachen will; wir wollen ihn in Verwahrung nehmen, bis er wieder baumeln kann."

Sie fragten mich aus und verhöhnten mich mit brutalen Späßen und spöttischem Gelächter.

Endlich brachen sie auf und nahmen mich mit; da sie hier nicht genug Whiskty gefunden hatten, sprachen sie in einem andern Hause vor. Um meiner sicher zu sein, schlossen sie mich in einem Raum ohne Fenster, so daß ich während ihres Bachanals unmöglich entrinnen konnte.

Noch eine Weile hörte ich die trunkenen Burschen lärmen und singen; dann aber wurde es allmählich stiller, und endlich hörte ich sie laut schnarchen.

Es war Nacht geworden. Ich vermutete, daß sie zu bleiben gedachten, wo sie waren, und legte mich auch nieder, um zu schlafen. Obschon ich den Tod schon vor Augen hatte, so gelang es mir dennoch vollkommen. Ich hatte jedoch nicht lange geschlummert, als ich sanft an den Schultern gerüttelt wurde. Ich schaute auf und sagte: ich bin bereit; aber anstatt der beiden betrunkenen Soldaten stand eine junge Frau vor mir mit einem Lichte, das sie mit der Hand bedeckte.

„Verhalten Sie sich ganz ruhig," flüsterte sie; „nur stehen Sie auf."

Ich sah sie an und setzte mich aufrecht. Sie nahm ein Messer, schnitt mir den Strick vom Halse und versuchte dann die Kette zu lösen.

„Ihre armen Hände sind entsetzlich geschunden", sprach sie mitleidig, als sie mir die blutige Kette losband.

„Ach ja," sagte ich; „aber warum versuchen Sie mich zu retten?"

„Weil ich eine Frau bin, und der Frauen Natur ist retten und nicht töten. Armer Junge, eine Mutter oder Schwester würde um Dich jammern. Sollte Dir jemals auf Deinem Lebenswege ein Mensch in einer ähnlichen Lage begegnen, so thue an ihm, wie ich jetzt an Dir! Geh jetzt, aber sehr stille!"

„Aber Sie! Werden sie Ihnen nicht zu Leide thun?"

„Nein, nein! ich kenne sie; sie hüten sich, mit mir zu zanken; folge mir!"

Ich schlich durch die Küche; die beiden Rebellen lagen beim Feuer und schliefen. Ich gelangte hinaus und war den andern Morgen im Lager."

Lieblingsspruch des ehrwürdigen P. Clemens Maria Hofbauer.

„Wer auf Kleinigkeiten merkt, wird in kurzer Zeit vollkommen werden. Viele möchten gern große Dinge thun, predigen und Disciplin machen; doch sie vernachlässigen die Kleinigkeiten."

Dieser beherzigenswerte Satz enthält den Grund, warum so manche Personen trotz vielen Beteens, eifrigen Wirkens und erhabener Pläne doch für ihre Person nicht recht weiter kommen im geistlichen Leben. Sie müssen ihren Blick ernstlich auf die einzelnen, an sich oft sehr unbedeutenden Verrichtungen des Tages lenken, um eine jede derselben gut zu machen: also ohne Fehler und in rechter Meinung, nämlich Gott zu lieb. Sie müssen ferner die kleinen Fehler durch rechte Aufmerksamkeit auf sich kennen zu lernen und zu verbessern suchen. Sie müssen auch die kleinen Gelegenheiten zur Ausübung der Geduld, der Sanftmut, der äußern, besonders aber der innern Willensabtötung ergreifen usw. Der obige Satz wird uns um so mehr Eindruck machen, wenn wir das Wort der hl. Schrift beachten: Wer Kleines nicht achtet, geht allmählich zu Grunde. Sir. 19, 1.

Wann hast Du ein Kreuz.

Ein frommer Vater lag im Sterben. Nachdem er da, dem alten Tobias gleich, seinem Sohne mancherlei Lehren gegeben, zog er eine kleine, versiegelte Schachtel hervor und sprach: „Das bewahre; nur erst wenn einmal großes Unglück Dich heimsucht, dann öffne es und Du wirst Hülfe finden". Und der gute Sohn gehorchte und bewahrte die Schachtel als ein kostbares Vermächtnis. Als aber nach Jahren wirklich mancherlei Verluste ihn betrafen und ihn niedergeschlagen machten, da löste er das Siegel, und — was fand er? In der Schachtel waren zwei Hölzlein; das eine hatte die Aufschrift: „Das ist der Wille Gottes!" und das andere: „Das ist Dein Wille!" Und daneben lag ein Zettel. Auf dem stand von des Vaters Hand geschrieben: „Wenn Du Deinen Willen dem Willen Gottes unterthan setzest, so hast Du ein Kreuz; wenn Dein Wille mit dem Willen Gottes gleich läuft, hast Du kein Kreuz." Und so ist es auch. „Der Mensch ist selber seines Glückes Schmied", sagten die Alten, und es ist das in einem gewissen Sinne wahr; aber eben so wahr ist es: „Der Mensch ist selber seines Kreuzes Zimmerer". Vom hl. Abte Deicola erzählt man, daß er immer fröhlich war; und als man ihn fragte, wie er denn stets so froh und heiter sein könne, da entgegnete er: „Warum soll ich traurig sein? Weiß ich doch, daß nichts meinen Gott mir rauben kann". Das ist die Frucht der wahren Freiheit. Dahin gelangt man, wenn man ganz seinem Gotte sich hingiebt.

Feindesliebe.

Ludwig XII. hatte die Namen Aller, die er als seine Feinde kennen gelernt hatte, auf einen Zettel geschrieben und die meisten mit einem Kreuz bezeichnet. Als er zur Regierung kam, entfernten sich Viele vom Hof, aus Besorgnis vor der Rache des neuen Königs. Aber Ludwig wies sie zurück und verwies ihnen ihre Furcht, indem er sagte: „Das Kreuz, welches ich Euren Namen vorsetzte, soll Euch nicht meine Rache, sondern wie das Kreuz des Heilandes Vergessenheit und Vergebung der Beleidigungen ankündigen." — Kurz nachdem dieser edelmütige Fürst den Thron bestiegen hatte, wollte man ihn bewegen, die Güter eines reichen Bürgers von Orleans einzelnen zu lassen, der bisher sein erklärter Feind gewesen war. Ludwig entgegnete: „Als er mich beleidigte, war ich noch nicht König. Da ich's ward, wurde ich sein Vater. Ich muß ihm verzeihen und ihn jetzt auch beschützen."

Heiteres.

Umstände ändern die Sache. „Kindchen, Kindchen, Du bist erst 17 Jahre alt und willst nun schon heiraten. Hast Du Dir diesen Schritt auch reiflich überlegt? Warte doch ein paar Jahre, denn Du bist doch noch gar zu jung!" — „Zu jung? Großmama, wie oft haben Sie mir nicht erzählt, daß Sie schon mit 16 Jahren geheiratet haben! — „Ja, i—ch! ich bin auch Deine Großmutter!"

Feierliches Zusammentreffen. In einem Wochenblatte war zu lesen: „Mit dem Eintreffen des Herrn Bürgermeisters nimmt die Viehausstellung ihren Anfang".

Was er gethan hat. Ein alter Praktiker zu einem glücklichen Bräutigam: „So, Sie wollen sich Ihrer Braut zu Liebe das Rauchen abgewöhnen. Sehr brav! Hab's auch so gemacht." — „Und es ist Ihnen gut bekommen?" — „Na, die erste Woche ist mir's verzweifelt schwer angekommen, aber in der zweiten war ich wieder vollkommen in der Ordnung." — „Von selbst, oder haben Sie was dazu gethan?" — „Ja, ich habe wieder angefangen!"

Die doppelte Verwunderung. Ein höherer Justizbeamter, welcher jüngst in der Speisewirtschaft „Zum Divan" in Lüttich an einem Freitag sich ein Mittagessen ohne Fleisch bestellte, wurde deshalb von anwesenden jungen Leuten in roher Weise verspottet. Derselbe gab den Spöttern eine derbe, aber verdiente Abfertigung, indem er sagte: „Sie wundern sich, daß ich kein Fleisch esse, und ich staune noch mehr darüber, daß Sie kein Heu fressen!"

Die sinnvolle Inschrift. Im städtischen Museum zu Salzburg befindet sich ein Richtschwert aus dem siebenzehnten Jahrhundert, auf welchem folgende sinnige Inschrift zu lesen ist: „Wer was findt, ob' dass es verlohren, und was kauft, ob' dass es feil ist, der stirbt, ob' dass er krank wird"

Kapsel-Rätsel.

(Auf: „Der Kampf mit dem Drachen.")

Frei ist dem Wanderer der Weg. (Ein Planet.)
Der Hirte treibe ins Gefilde (Ein Körperteil.)
Doch an dem Herzen nagte u ir
Der Unmut und die Streitbegier. (Ein orientalischer Geistlicher.)
Und werfe jetzend mein Geschoß. (Eine Kopfbedeckung.)
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen. (Eine Göttin.)
Tief in den Fels auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt. (Ein weiblicher Name.)
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag. (Ein Komponist.)

Buchstaben-Rätsel.

I.

Auf dem Kopfe trägst man mich.
Die versetzten Zeichen geben
Schnell ein Wort, das uns gar oft
An den Füßen bleibet kleben.

II.

Kein Sterblicher übt seinen Beruf,
Der nicht das Wort zum Wohnsitz erkor.
Als unser Herrgott das Wort erschuf,
Setzt' er ein Zeichen davor.

Silben-Rätsel.

I.

Wo über Thal und Höh'
Der junge Rheinstrom brauft,
Wo stolz auf ew'gen Schnee
Die Gemsf, der Adler haust,
In jenem schönen Land
Man meine erste findet,
Der Name, wohlbekannt,
Dir eine Stadt verkündet,
Die zweite ist verschied'ner Art,
Bald kostbar, unbedeutend bald,
In Tollern ist sie aufbewahrt,
Auf Bergen, wie im grünen Wald
Das Ganze hast Du heimgebracht
Vom fernen Ostseestrand,
Nimo's Die hell entgegenlacht
Aus unscheinbarem Sand.

II.

Die beiden Ersten: Fabelhafte Wesen,
Stets geneigt zum Bösen.
Die Dritte: Der Jugend liebster Sport,
Geldt an jedem Ort.
Die Vierte: Wird oft mit Vorbedacht
Besucht, gekauft, gemacht,
Das Ganze: Ein Höhepunkt, den mit Vergnügen
Schon viele Wanderer erstiegen.

III.

Die Woche, der Monat, das Jahr
Hat's erste Silbenpaar;
Die Dritte frech und begehrlich,
Ist sicherheitsgefährlich;
Dem Ganzen geht es selten gut,
Weil es aus Grundsatz gar nichts thut.

Scherzrätselfrage.

Vier Leute setzen sich hin und spielen. Keiner von ihnen hat einen Pfennig Geld bei sich. Als sie nach einigen Stunden aufstehen, ist Jeder von ihnen im Besitz von sechs Mark. Wie geht das zu?

Quadrat-Rätsel.

	m		s	
		a		
b		i		
				n
	s		m	

Die freien Felder des vorstehenden Quadrats sind mit einzelnen Buchstaben zu ausfüllen, daß alle wagerechten Reihen sowie die erste und letzte senkrechte Reihe bekannte Wörter ergeben.

Die erste wagerechte Reihe bezeichnet ein Parfüm, die zweite ein deutsches Gebirgsstädtchen, die dritte eine Slavonenart des Mittelalters, die vierte einen männlichen Vornamen, die fünfte einen Opernstück. Die erste senkrechte Reihe dagegen bezeichnet eine Stadt in Griechenland, die letzte einen Berg in Italien.